

übrigen Karten? Gesagt wird uns nichts darüber, und nicht alle Namen der Zeichner und Kommentatoren bürgen für eine gute Wahl der Quelle. Die Beurteilung einer Karte nach Zeit und Art der von ihr benutzten Arbeiten ist unmöglich. Damit fehlt eine ganz wesentliche Bedingung für die wissenschaftliche Benutzbarkeit des Atlases. Denn warum sollte ich z. B. Lilli Loening glauben, dass sie nicht irgendeine, sondern schlechterdings die Lehre von der karolingischen und ottonischen Kunst auf ihren Karten vertritt (73, 77)?

Von dem Anspruch, dem Gelehrten etwas bieten zu können, bleibt also nicht viel. Der gelehrte Benutzer wird die Karten seines eigenen Gebietes verschmähen, und die Karten von Nachbargebieten wird er wegen der Uneinheitlichkeit ihrer Grundsätze nur in einzelnen Fällen heranziehen können. Damit aber ist gesagt, dass der Atlas als Forschungsmittel nicht ernstlich in Betracht kommt. Und dies vor aller Untersuchung der sachlichen Zuverlässigkeit und Genauigkeit der Einzelkarten, die ich hier nicht anstellen kann!

Bleibt die Möglichkeit der Verwendung in der Schule. Es ist sicher, dass einzelne Karten in der Hand des kritischen Lehrers nützliche Veranschaulichungsmittel werden können; ich nenne die Verbreitung der Rolandsbildsäulen von Wolfgang Stämmeler, 142, die deutschen Druckorte von Lutz Mackensen, 144, die deutschen Universitäten von demselben, 145 und 223, die Karten zur deutschen Literaturgeschichte von Wolfgang Stämmeler, 152, 158, 241 (an die Karten Nadlers reichen sie freilich nicht), Geschichte des Weihnachtsbaumes von Lutz Mackensen, 365. Für die Handelsstrassen des Mittelalters, 47, greift auch der Lehrer besser auf Rauers zurück, wenn er sich nicht in die neuere Strassenforschung einarbeiten will. Das Beste, was die Karten für die Schule leisten können, ist, dass sie den Lehrer anregen, selbst Karten zu zeichnen — möglichst im Verlauf des Vortrags — und die Schüler Karten zeichnen zu lassen.

Eine Merkwürdigkeit dieses Atlases sind die Blätter, die keine Karten, sondern teils zur Ergänzung der Karten Bilder (Baupformen z. B.), teils auch ganz unabhängig von den Karten statistische Angaben und schematische Darstellungen z. B. philosophischer Systeme geben. Hier durchbricht der Atlas jede vernünftigerweise ihm zuzuweisende Aufgabe. Kaum ausdrücklich gewarnt zu werden braucht vor den philosophischen Schemen, Nietzsche, 445, Spengler, 449, Neukantianismus, 449b.

Der Ruf nach der Karte und der kartographischen Methode hat — so scheint es — Leute erreicht, die ihn allzu rasch erhört. Das letzte wissenschaftliche Ideal, das im Zielpunkt noch sehr langer Arbeit zu stehen hat, ist von vorschneller Geschäftigkeit auf eine unzulängliche Ebene herabgeholt worden — sehr zum Schaden einer ernsthaften Kulturgeographie. Die sieht die grossen hier zur Verfügung gestellten Mittel an ein Werk vertan, das auf der einen Seite sich überspannt und weit über das heute Mögliche hinaus will, während es auf der andern Seite im Methodischen tief unter dem zurückbleibt, was heute schon als Selbstverständlichkeit gefordert werden muss.

Marburg.

Jost Trier.

Alois Bernt, *Handbuch der Deutschen Literaturgeschichte*. Reichenberg in Böhmen, Stiepel. 816 S. 8°.

Bernt stellt sich bewusst in Gegensatz zu dem heutigen Betrieb der Literaturwissenschaft. Ihm ist „die Literaturgeschichte nicht nur Geistesgeschichte“; er sucht seinen Ruhm nicht in geistvollen Untersuchungen, in „blendender Verknüpfung des Auseinanderliegenden“. Ihm ist es nicht um Bewegung der Ideen zu tun, um Entwicklungslinien, um Richtungen und Schulen. Man erfährt von ihm vor allem Tatsachen; man erfährt, wer was geschrieben hat und sogar was in den Werken drin steht. Gelegentlich auch mehr als drin steht: in dem mir bekannten Text des Hildebrandslieds erhebt sich Hildebrand nicht (von was für einer Sitzgelegenheit?), er nennt auch nicht seinen Namen, er sagt auch nicht: „nicht darf der Vater dem Sohne feind sein“, und der Sohn wirft dem Vater auch nicht Feigheit vor. Im Allgemeinen aber sind die Bilder, die er zeichnet, zuverlässig, und das grosse Bilderbuch dieser Literaturgeschichte wird gar manchem willkommen sein; der Verfasser darf von sich rühmen, dass er wohl drei Viertel des dargestellten Stoffs selber gelesen hat.

Freilich, die Abneigung, Zusammenhänge aufzuweisen, kann geradezu verhängnisvoll werden; sie brauchen ja nicht gerade blendend zu sein. Neidhart und Helmbrecht werden zwar erörtert, aber nicht in die Bewegung der realistischen Reaktion des 13. Jahrh. hineingestellt; das üble Weib, Metzen Hochzeit und der vortreffliche Heinrich von Wittenweiler werden überhaupt nicht erwähnt. Dass der Laokoon die beschreibende Dichtung auf lange hinaus tot geschlagen hat, dass er auch sonst starke Nachwirkung auf Goethe und weiter herab gehabt hat, erfährt man nicht. Schillers geschichtliche Schriften erhalten zwar die Zensur des Fleisses aber es hätte gesagt werden dürfen, dass er als Geschichtsschreiber etwas Neues geschaffen hat, gegenüber dem halblateinischen Chronistenstil des Reichsfreiherrn von Büna, der barbarischen Kanzleisprache in den älteren Werken Fütters, dem nüchternen Bericht eines Mascou mit seiner Zitatengelehrsamkeit. Ebenso wäre ein Wort über Schillers Ablehnung des Kantschen Rigorismus am Platze gewesen, die bis in Ideal und Leben und in die Xenien hineinreicht. Von Freytags „Technik des Dramas“ heisst es, dass der Verfasser kein Regelbuch für dramatische Dichter schreiben wollte; dass es aber doch so gewirkt hat, bleibt im Dunkeln, ebenso wie die Tatsache, dass in W. Riehls Schriften Anregungen für die heutige Volkskunde stecken; freilich wird gerade das Buch über die Pfälzer nicht genannt. Auch sonst ist Wilhelm Riehl besonders schlecht weggekommen. Es ist davon die Rede, dass er ein künstlerischer Mensch gewesen sei; weshalb nicht deutlicher sagen, dass es vor allem die Musik war, die in seinem Denken und Dichten eine ganz wesentliche Rolle gespielt hat? Ebenso wenig wird ihm die Aeusserung gerecht, dass ihm „der Humor nicht fremd war“. Der Humor beherrscht geradezu seine Novellen im Aufbau der Handlung und in Zeichnung der Charaktere; beides lebt geradezu von der humoristischen Antithese, was freilich auch seine Breslauer Dissertation über Riehls Stil nicht gemerkt hat. Ueberhaupt hat Bernt auf Humor und dergleichen schlecht geachtet. Er berichtet uns nichts von Walthers Humor, nichts von Lessings glänzendem Witz, nichts von Schiller als Humoristen; es ist mir so, als ob Kuno Fischer darüber gehandelt hätte. So wird auch Jean Pauls Vor-

schule der Aesthetik mit ihren grundlegenden Erörterungen über den Humor mit Stillschweigen übergangen.

Bemerkenswert ist, dass auch der Böhme Bernt Walther von der Vogelweide für Böhmen in Anspruch nehmen möchte auf Grund der bekannten Meistersänger-Ueberlieferung. Sonderbar, dass er die Translationen des Niclas von Wyle als eine ziemlich schwerfällige und vom lateinischen Satzbau stark beeinflusste Arbeit bezeichnet und trotzdem ihren Urheber den bedeutendsten unter den Uebersetzern des 15. Jahrh. nennt; aber freilich, unter den Schriften Albrechts von Eyb fehlt gerade das Beste, die Dramenübersetzungen. — Das Bild von der hündischen Treue ist an sich bedenklich, aber dass es auf Lessings Just angewendet wird, dagegen möchte ich mich ganz entschieden verwahren.

Zum Schluss einen Fall unbeabsichtigter Komik: von den zweizeiligen Strophen in Meyers Ulrich von Hutten wird festgestellt, dass sie paarweise reimen.

Giessen.

O. Behaghel.

Kurt Ketterer, Psychologisches Moment und Vokalquantität in der alemannischen Mundart von Lenzkirch im Schwarzwald. Heidelberg 1930. 63 S. 8°. [Germanische Bibliothek. II. Abt. Untersuchungen und Text. 27.]

Dass der Affekt, also ein psychologisches Moment, auf die Lautgestalt von Einfluss sein könne, dass er etwa einen langen Vokal kürzen, einen kurzen Vokal längen könne, das ist nichts Neues. Aber eine zusammenhängende Untersuchung dieser Dinge hat man kaum unternommen¹. Und was man wusste, war, dass das einzelne Wort von der Wirkung des Affekts getroffen wurde, im wesentlichen unabhängig von dem Zusammenhang, in dem das Wort stand. Nun legt uns Ketterer eine wichtige, folgenreiche Arbeit vor, in der er zeigt, dass in der Mundart von Lenzkirch die Lautgestalt des einzelnen Wortes abhängt von der gesamten Gemütslage des Sprechers. Und zwar unterscheidet er drei Arten von Rede: die sachliche, überwiegend intellektuell bestimmte Rede, die energische, durch Affekt bestimmte Rede, die sensitive, gefühlsbedingte Rede. Ein besonders deutliches Merkmal der intellektuellen Intonation sind die Kürzen am abfallenden Schluss des Satzes: *s wird dsid sī, de isch id haim khū*. Bei der gefühlsbetonten Rede findet sich „nahezu ohne Rücksicht auf Provenienz² und Stellung“ lange Quantität überall da, wo das Bedürfnis eines gefühlsmäßigen, epischen oder meditativen Verweilens besteht: *sin fil fil soldate khū seld* (damals); also die Länge in *khū* keineswegs in einer affektisch stark betonten Silbe. Für eine ganze Reihe von einzelnen Wörtern wird an Satzbeispielen der Gegensatz der Intonationen aufgezeigt. Am Schluss dann der Wortlaut einer Anzahl mundartlicher Schallplatten mit nhd. Uebertragung. Dem unmittelbar Aufnehmenden kommt natürlich der Anblick, die Gebärden, die gesamte Satzmelodie des Sprechenden für seine Auffassung zu Hilfe. Der Leser ist in ungünstiger Lage; er möchte so manchmal ein Fragezeichen setzen. Zum Beispiel vermag ich für die verschiedene Behandlung von *sein* und *komen* auf S. 8 und S. 59 keinen rechten Unterschied zu entdecken; dort: *s wir dsid sī, de isch id haim khū*; hier: *die isch fo k'abl gsī, isch amal e bedlerwib khū*.

¹ Ich mache hier auf das eigentümliche *Wēweh* der Kindersprache aufmerksam.

² Dass selbst Germanisten ohne dieses entsetzliche Wort nicht auskommen können!

Die Arbeit von Ketterer stellt uns vor die dringende Aufgabe, zu prüfen, in welchem Umfang auch andere Gebiete an dieser Erscheinung teilnehmen.

Das Vorwort verrät uns, dass Ketterers experimentelle Untersuchungen das Vorhandensein von stimmhaften Spiranten und Verschlusslauten in seiner Mundart einwandfrei erwiesen haben, im Einklang mit den von Gassert für Konstanz gewonnenen Ergebnissen. Man sieht, wie gefährlich Verallgemeinerungen sind: auch die von Winkler begründete Lehre von der oberdeutschen Stimmlosigkeit bedarf gründlichster Nachprüfung.

Giessen.

O. Behaghel.

Otto Stolz, Die Ausbreitung des Deutschums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Herausgegeben von dem Institut für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck und der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung Leipzig. 1. Band: Einleitung und Geschichte der deutsch-italienischen Sprachen- und Staatenscheide im Etschtale. (XVII + 243 S. mit einer histor. Karte d. volkl. u. staatl. Entwicklung v. Südtirol.) München und Berlin 1927. R. Oldenbourg. — 2. Band: Die Ausbreitung des Deutschums im Bozener Unterland und Ueberetsch sowie in den deutschen Gemeinden im Nonsberg und Fleimstal. (XIV + 332 S. mit 17 Lichtdrucktafeln.) München und Berlin 1928. R. Oldenbourg.

Auf Grund urkundlich beglaubigter Tatsachen den geschichtlichen Werdegang der Beziehungen darzustellen, die zwischen dem deutschen Volk und dem Südtiroler Land herrschen, dazu war kein anderer mehr berufen als Otto Stolz. Denn bei ihm vereinigt sich mit der Kenntnis der Urkunden und der Beherrschung der historischen, sprachwissenschaftlichen und namenkundlichen Literatur über Südtirol die Vertrautheit mit Land und Leuten, und zudem besitzt er die Gabe, den gewaltigen Stoff in schöner Darstellung zu meistern. Keiner einzigen der oft schwierigen und umstrittenen Fragen ist Stolz ausgewichen, er beleuchtet und fördert sie vielmehr stets nach dem neuesten Stande der Forschung. So ist das Werk nicht nur für die Geschichte im engeren Sinn, sondern auch für die Sprachforschung und Namenkunde von aussergewöhnlich grosser Bedeutung. Aber auch dem Politiker, der mit der reinen Waffe der Wahrheit für deutsches Recht und deutsche Ehre eintritt, ist dieses Werk ein unentbehrlicher Wegweiser. Möge es denn in die Hände aller kommen, die zur Arbeit für Deutschlands Zukunft berufen sind — und wer wäre dies nicht!

Die beiden einleitenden Kapitel würdigen die bisherige Literatur zur Geschichte des Deutschums in Südtirol und zeichnen den Weg vor, den die Forschung zu gehen hat, um frei von politischer Absicht die Wahrheit zu ergründen; es gilt, die Geltung der deutschen Sprache und des deutschen Volksbewusstseins in Südtirol geschichtlich festzustellen an der Hand der Personen- und Geschlechternamen, auf Grund der Ortsnamen, der in den älteren lateinischen Urkunden verwendeten deutschen Ausdrücke, auf Grund der Urkunden und Aufzeichnungen, die ganz in deutscher Sprache abgefasst sind und schliesslich mit Hilfe von beabsichtigten Zeugnissen über deutsche Art und Herrschaft in Südtirol seit dem 16. Jahrhundert, wie sie Reiseberichte, Landesbeschreibungen und Volkserzählungen bieten. †

Der erste Hauptteil handelt von der Entwicklung der deutsch-italienischen Sprachen-, Völker- und Staatenscheide im Etschtal. Das Schicksal der Landschaft wird hier von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart in geradezu